

(Nachdruck verboten.)

Erhaltung der Kraft.

Novelle von Timm Kröger.

Das tat Martin denn auch, und es war ihm immer, als höre er Elsbé und Friedr. Gripp aus allen Ecken lachen. — Daß sie man, redete er sich ein, die ist mir gleichgültig wie 'n Pöviz (Staubschwamm). Mit der, das ist rein aus. — So dachte er, fühlte aber dabei, daß all sein Denken und Sinnen nichts sei als Auflagen einer leiderfüllten Seele.

Eine sonore Stimme störte sein Brüten. Ein stattlich aussehender, in den besten Jahren stehender Bauer mit krausem braunen Haar und braunen Augen, eine Meerscham-pfeife mit Silberbeschlag rauchend, bat um die Erlaubnis, sich neben ihn setzen zu dürfen. Das war der Besitzer von Dückerwisch, der Trostfloß der Witwen und Waisen.

Er begann sofort ein Gespräch. Weshalb Martin nicht tanze; er sei in jungen Jahren immer der erste auf der Diele gewesen. Als Elsbé und Friedr. vorüberwalzten, kam er auf die Wulffen-Familie, auf ihre mißlichen Vermögensverhältnisse, flüsternde Martin ein Geheimnis ins Ohr, das dieser nicht verstand und äußerte, Elsbé sei gewiß eine hübsche und auch eine nette Dirn, aber, wenn die, die hinter ihr herliefen, glaubten, da sei was los, dann habe da eine Gule gefessen.

„Die Leute sagen viel,“ antwortete Martin, „die Leute sagen auch, Du wolltest Elsbé haben.“

Als Martin das gesagt hatte, sah ihm der Dückerwischer aus seinen blanken, braunen Augen voll ins Gesicht: „Sieh, fagen das die Leute! Nu, wenn es ihre Meinung ist, dann wird am Ende aus was dran sein. Und für Elsbé wäre es vielleicht auch am besten, wenn sie den Dückerwischer nähme.“

Der Dückerwischer war aufgestanden und hatte Martin allein gelassen. Der Hauswirt Hans Jäger kam, die Dichter im Kranzholz anzuzünden und nach Bier und Brantwein zu sehen. Als die Gelle aufpladerte, entstand Lärm und Gelächter in der Gegend, wo Martin saß; darum kümmerte sich aber Hans Jäger nicht. Er ging in die Abseite der leeren Ruhständer, die Fässer abzuklopfen, so wie ein Doktor eine kranke Brust abhört. Da kam Hannes Haß hinzu und rief: „Hans, das hättest Du sehen sollen!“ — „Was denn?“ — „Wie war Martin Uhrhammer feinsch.“ — „Warum denn?“ — „Dora Pahlen hat ihn, wie alle Leute dabeistanden, umversehens überfallen und abgeführt.“ — „Hannes Haß lachte, und Hans Jäger auch. — „Dorten, Dorten, was bist Du für eine wilde Hummel! Und Martin? Was hat der denn angestellt?“ — „Er war verdrießlich. Elsbé Wulffen hatte es mit angesehen. Er sagte, er wolle nach Hause gehen.“

Im ersten Kerger war es wirklich Martin Uhrhammers Absicht gewesen wegzugehen. Aber wie er in den Garten gekommen war, weigerten sich seine Füße, ihn von einer Stelle wegzutragen, wo Elsbé Wulffen tanzte. Er hielt sich für dumm und töricht, daß er dem Schneiderjungen das Feld geräumt habe. Und wieder klagte sein Herz vor Sehnsucht auf, und wieder dachte er an den Tag, wo er mit seiner Geliebten durch den Sechsteer gefahren war. Gatte er nicht mitten im Wasser den Pferden die Zügel gelodert, hatte er nicht mitten im See seine Küsse bekommen? War es vor der Grasinsel gewesen oder nachher? Es war ja ganz gleichgültig, und Martin wußte, daß es ganz gleichgültig war. Und doch schien ihm beim Grübeln immer wichtig, ob es vor dem Gras, nach dem Gras oder in dem Gras gewesen sei. Zuletzt bildete er sich ein: es war in dem Gras. Er mußte auch denken, daß in demselben Augenblick der große Vogel — Krrrr! — aus dem Wasser gebrochen sei. Die mächtigen Flügel hatten ein paar Wassertropfen auf das Vorderleder des Wagens geworfen. Er wollte, daß es gleichzeitig gewesen sei, und erinnerte sich bestimmt, daß das nicht der Fall gewesen war, denn es war ein bißchen vorher oder ein bißchen nachher geschehen.

Hans Jäger hatte einen weiten, mit düsteren Baumreihen besetzten Garten. Martin Uhrhammer maß noch immer ihre Länge, spazierte noch immer auf und ab, bat die halbe Mondichel, die am Himmel stand, um ihr Mitgefühl und dachte an Elsbé Wulffen, und ehe er sich dessen versah, fand er sich wieder in der Wohnstube von Büngerhof.

Man war beim Kaffeetrinken und Geschichtenerzählen; Geister und Gespenster führten das Wort.

In der Sanduhle spinnt zwischen zwölf und ein Uhr eine weiße Frau, im Bach am Dreinerweg wimmert es, auf Friß Klauens großem Teich brennt nachts ein Licht. Des Webers Frau kann vorhersehen, es kommt Krieg, Soldaten in roten Röcken kommen den Landweg von Embüren her, zu einer Zeit, wo auf Hans Bollerts Holzloppel Misthaufen in Buchweizenstoppeln stehen. Auf Steinberg hat vor vielen Jahren ein Bauer an einen Handelsmann eine Kuh verkauft. „Der Steert liegt hoch,“ hat der Handelsmann gesagt, „ist das auch ein Brüller?“ — „Nein!“ hat der Bauer geantwortet, „daß der Steert so hoch liegt, ist angeborener Stolz der Kuh, die ist kein Brüller, und wenn die Kuh ein Brüller ist, will ich nicht selig werden und will brüllen, wo ich hier steh.“ Und da hat er, nachdem er gestorben, im Kuhhaus gebrüllt, bis der alte Bau abgerissen worden ist.

Georg Harms Vater ist nachts gerufen worden, und kein Aufer ist dagewesen. Acht Tage darauf ist der Großvater gestorben, und da ist es in Erfüllung gegangen. Ähnliche Vorgänge erzählt man eine ganze Menge, der eine von seinem Nachbar, der andere von seinem Dhm.

Martin sprach von einer Erscheinung oder einem Traum, den er als kleines Kind gleich nach dem Tode seiner Mutter gehabt hat.

Stinemesch nahm sich seiner an. Er schlief auch bei ihr im Wandbett, und wenn sie früh aufstand, in Küche und Keller zu schaffen, blieb er allein im warmen Bett. — Einmal wird er wach, es ist ganz hell um ihn. Er sieht, er erkennt alles: die Wände des Bettraumes, das Bretterbort, das dort angebracht ist, den Stopfkorb, der darauf steht, mit allem, was darin ist. Die Bettdecke hat ein rotes Würfelmuster, von der Decke hängt ein hanfener Bettquast herab. Und zur Schiebtür hinein lehnt sich etwas über ihn. Er will schreien . . . kann nicht . . . er will sich bewegen, er kann auch das nicht . . . Und was sich über ihn lehnt, erkennt er als eine weiße Frau, und die weiße Frau sieht ihn mit großen Augen an . . . Plötzlich ist alles weg, und es ist dunkel um ihn her. Und da schreit er, daß das ganze Haus zusammenläuft . . .

Martin war zu Ende, alles schwieg. Es waren mehr Leute hinzugekommen, ein großer Kreis — in dem großen Kreise webte tiefe Stille. Und in der tiefen Stille quoll ein weicher Mädchenseufzer auf — Elsbé Wulffen stand hinter Martins Stuhl.

„Du bist ja ein ganz böser Junge,“ sagte zuletzt einer, „da mag man ja gar nicht mehr allein zu Bett geben.“

In dem Augenblick steckte der Harmonikamufikant seinen Kopf zur Tür hinein. — Wenn niemand mehr tanzen wolle, gehe er nach Haus. —

„Um Gotteswillen!“

Das mußte verhindert werden. Jeder nahm sein Mädchen, und was eben noch vor Grausen erstarrt gewesen war, gurrte jetzt wie junges Hühnervolk nach der Diele hinaus.

Martin Uhrhammer trat an den Kartentisch und sah Krischan Franzen ins Spiel. Da faßte eine warme Mädchenhand seine Rechte und zog ihn in die Ecke.

„Bist mir noch böse, Martin?“ — Martin ging das Herz über, er wollte Elsbé was Diebes sagen, konnte aber nicht, er gab eine alberne Antwort wie „das glaub ich nicht“ oder dergleichen.

Elsbé wußte nicht, was sie davon halten sollte. Sie wollte nach Haus gehen, sagte sie, und setzte hinzu: „Du bleibst wohl noch?“

„Ja,“ antwortete er und sagte wieder ganz was anderes, als er meinte. Er sprach davon, er hoffe, noch ins Spiel zu kommen und möchte gern mal rumpspielen.

Das waren andere Antworten, als Elsbé erwartet hatte.

Da setzte Martin hinzu: „Ja, Elise, wenn Friede nicht abkommen kann, will ich Dich gern nach Hause bringen.“

Das war zuviel. Das könne sie nicht verlangen, entgegnete sie und sah dabei schnippisch aus. — Für Friede sei es freilich ein Umweg, aber das mache ihm nichts aus. — „Ich sprache nur, Elise, ich will mit Dir.“

Endlich hatte Martin den Dämon, der sich zwischen ihn und sein Mädchen stellte, überwunden, aber nun war es zu spät. „Ich will Dich gar nicht mithaben“, antwortete sie, „Du sollst Karten spielen.“

„Schön, das ist mir denn auch recht.“

Martin verstand sich aufs Kartenspielen. Nicht lange nachher wurde ein Mitspieler nach Hause geholt, weil ein Pferd an Kolik erkrankt sei. Martin übernahm die Partei.

Er spielte lange Zeit und war im Gewinnen. Die Stubenuhr schlug elf und zwölf. Und gleich nach zwölf machte Elise Wulffen die Stubentür nochmal auf und rief: „Guten Nacht denn —“

Martin Uhrhammer hörte es gar nicht, denn er warf drei Trümpe auf den Tisch — Trumpf und Trumpf und Trumpf! — deckte die Karten auf und hatte ein großes Spiel gewonnen. Krischan Franzeng lachte aus voller Kehle: „So spielt man in Venedig!“

Sie spielten noch einmal herum, dann brach man ab. Die anderen wohnten an der Landstraße weg, Martin mußte, nach Altenhof zu kommen, über den Reesenkamp gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Welt ohne Allah.

Eines Tages wurde Allah seines ewigen Amtes müde. Er kroch daher von seinem Throne herunter, verließ seinen Palast, trat auf die Erde und verbandelte sich einen gewöhnlichen sterblichen Menschen. Er badete jeden Morgen im Flusse, schlief im Grase und nährte sich von Beeren, die er im Walde fand. Als die Abenddämmerung zu fern begann, schlief er ein, und als die Sonne aufging, wachte er auf. So vergingen viele Tage.

Die Vögel sangen, die Fische plätscherten im Wasser, mit einem Worte, die Welt tat so, als ob nicht das geringste vorgefallen wäre.

Allah lächelte und dachte: Die Welt habe ich vortrefflich geschaffen; sie hat ihre seit Urzeiten angewiesenen Bahnen, von denen sie nicht mehr abweichen wird. Aber wie geht es nur den Menschen ohne mich? Die Vögel sind dumm, die Fische auch, wie lebt aber der Mensch, das vernunftbegabte Wesen, seitdem ich von meinen Höfen es nicht mehr anblide: besser oder schlechter?

So nachsinnend, durchwandert Allah Felder, Fluren und Haine, bis er endlich in die große Stadt Bagdad kam.

Wie ich sehe, sieht diese Stadt noch immer auf demselben Fleck, dachte Allah.

Die Stadt befand sich tatsächlich noch auf derselben Stelle wie früher; die Esel und Kamele brüllten, die Esel arbeiteten, die Kamele arbeiteten, und die Menschen arbeiteten auch, als ob nichts vorgefallen wäre.

Alles in Ordnung, dachte Allah, nur hör' ich niemand meinen Namen rufen.

Gern hätte er wissen wollen, wovon die Leute sprechen. Er ging also weiter, bis er auf den Marktplatz kam. Gerade verkaufte ein Händler einem jungen Bauernburschen ein Pferd.

„Ich schwöre bei Allah“, rief der Händler, „daß dieses Pferd jung ist. Kaum zwei oder drei Jahre sind es, da es die Welt erblickt hat. Schau nur hin, was für ein feuriges Tier es ist. Wenn Du dieses Pferd besteigen wirst, dann wird Dich jeder für einen Ritter halten. Ich schwöre bei Allah, daß Du auf diesem Pferde jeden Ritter beim Wettrennen überholen kannst. Das ist ein junges Pferd, ohne jeden Makel, ohne die Spur irgend eines Makels, ich schwöre es bei Allah!“

„Und betrügst Du mich nicht?“ fragte der Bauer.

„Wie dumm Du bist!“ rief der Händler, die Arme gen Himmel erhebend, „nein, wie kann man nur so dumm sein; wollte ich Dich betrügen, wie könnte ich bei Allah schwören? Glaubst Du, ich willd Deinethalben mein Seelenheil verlieren?“

Der Bauernbursche nahm das Pferd und bezahlte es mit klingendem Golde.

Allah wartete bis der Kauf abgeschlossen war, dann trat er an den Händler heran:

„Geda, guter Mann, was habt Ihr bei Allah geschworen, wo er doch nicht mehr ist?“

Der Händler tat die Goldstücke in seinenbeutel, schüttelte ihn, daß die Moneten hell erklangen, und erwiderte, schnippisch lächelnd: „Ich weiß es sehr gut, daß es keinen Allah mehr gibt, aber hätte der Bursche ohne meinen Schwur den Gaul gekauft? Jeder sieht doch, daß das Pferd alt und schwach ist und Geschwüre oberhalb der Hufe hat!“

Allah lachte und ging weiter.

Als er so ging, erblickte er den armen Hussein, der auf dem Rücken einen Balken schleppte, der zweimal so groß war wie er selbst. Hinter Hussein schreiet Ibrahim. Unter der furchtbaren Last wankt der arme Hussein bei jedem Schritte, der Schweiß fließt von seinem Gesichte, und die Augen treten ihm vor Anstrengung schauerlich aus den Höhlen. Ibrahim schreiet hinter ihm her und stänkert:

„Hussein! Hussein! Fürchtest Du nicht Allah! Du willst Balken tragen und hast es noch nicht gelernt, Dich schnell zu bewegen? Auf diese Weise wirst Du ja nicht einmal zwei Balken an Ort und Stelle schaffen! Das ist nicht recht von Dir, Hussein! Du darfst Deine Seele nicht der Gefahr ewiger Verdammnis aussetzen. Bedenke: Allah sieht alles; er zürnt Dir jetzt, weil Du Deine Arbeit so faul verrichtest. O Hussein! Ich muß Dir nochmals sagen, daß Allah Dir sehr zürnt!“

Allah gab Ibrahim einen bedeutungsvollen Ellbogenstoß, führte ihn beiseite und fragte:

„Warum rufst Du denn Allah fast bei jedem Schritte? Es gibt doch seit einigen Wochen keinen Allah mehr!“

Ibrahim kratzte sich den Kopf.

„O, mein lieber Herr“, sagte er, „das weiß ich recht wohl, aber was soll ich tun? Wie kann ich diesen Menschen auf anständige Weise zu einem schnelleren Tragen des Balkens bewegen? Wer soll alle die Balken, die noch heute weggeschafft werden müssen, forttragen? Soll ich einen zweiten Arbeiter annehmen? Das wäre ja mein Schaden! Soll ich Hussein schlagen? Er ist viel stärker als ich, könnte mich also noch unbringen! Allah ist stärker als wir alle, ich schreie also Hussein mit Allah!“

Allah schüttelte den Kopf und ging weiter. Ueberall, wohin er kam, hörte er nur seinen Namen: Allah, Allah, großer Allah! Der Tag neigte sich dem Ende zu, lange Schatten sanken auf die Erde hernieder. An dem dunklen Himmelszelt schimmerte die weiße Silhouette des Minarets, von dessen Spitze die Stimme des Muezzin (Priester, der zum Gebete ruft) erklang.

Allah ist groß! Allah ist groß!

Allah grüßte den Muezzin und fragte:

„Also auch Du rufst Allah an, obwohl Du sehr gut weißt, daß es keinen Allah mehr gibt?“

„Sprich leiser“, rief der Muezzin, „sprich leiser, Unglücks-mensch! Wenn das jemand hören würde, wäre es zu Ende mit meinem Ansehen und meiner Bedeutung. Niemand käme in die Moschee, niemand brächte einen Pfennig, wenn es in der Welt laut würde, daß es keinen Allah mehr gibt!“

Allahs Antlitz verfinsterte sich, er richtete die Augen gegen den Himmel und schwebte, zu einer Feuersäule umgewandelt, in die Höhe, ohne den Muezzin, der vor Angst auf dem Boden lag, weiter zu beachten.

Er kehrte in seinen Palast zurück, setzte sich auf den Thron und begann wieder auf die Erde hinabzuschauen. Aber kein Lächeln vergoldete mehr sein Antlitz, traurig blickten die Augen des Ewigen in die irdische Ferne.

Plötzlich, zitternd vor Schreck, erschien ein rechtgläubiges Seelchen vor Allah und bat um Einlaß ins Paradies.

„Sprich, was hast Du Gutes getan während Deiner Erdenlaufbahn?“ fragte Allah.

„Ich habe, o großer Allah, stets Deinen Namen angerufen!“

Allah wandte den Kopf ab.

„Und was weiter?“

„Alles, was ich tat, tat ich in Deinem Namen.“

„Schon recht, aber was hast Du sonst Gutes getan?“

„Ich ermahnte alle, stets Dich zu lobpreisen und Deinen Namen bei jeder Gelegenheit anzurufen.“

„Das hat sich der Mühe verlohnt!“ lachte Allah auf.

Die Seele zitterte noch immer wie im Fieber.

„Du siehst selbst, daß es schlecht mit Dir bestellt ist“, sagte Allah und wandte sich ab, um nicht zu sehen, wie ein pechschwarzer Teufel das Seelchen bei den Füßen packte und es in die Hölle schleppte.

So schrecklich zürnte Allah den Menschen.

A. Dorojzewitsch.

(Deutsch von S. D. Fanger.)

Altes und Neues aus dem Leben des Kuckucks.

Neben der Schwalbe, ja noch mehr als diese gilt seit alten Zeiten der Kuckuck dem deutschen Volke als Verkünder des nahenden Lenzes. Zwar ist er keineswegs der erste unter den Vögeln, welche uns das Kommen des Frühlings anzeigen, aber er tut uns dies vernehmlicher und verständlicher kund als irgendein anderer Vogel. Er ist es vor allen, der die Natur gleichsam aus ihrem Winterklause weckt mit seinem allorts erklingenden Rufe.

Der Abc-Schütze begrüßt ihn mit fröhlichen Liedern; der Spaziergänger zählt seinen Ruf, und auch der sorgende Forstwirt atmet erleichtert auf, wenn er den Kuckuck zurückgelehrt weiß. Findet er doch in ihm einen Hilfsarbeiter im Kampfe gegen die Feinde seiner Pflegebefohlenen. Der fahrende Scholar zählt während des Kuckucksrufes seine Silberlinge, und die heiratslustige Maid erfragt bei dem Orakelverkünder das Jahr ihrer Hochzeit. Alle kennen ihn,

und doch kennen sie ihn nicht; denn so oft man auch seinen Ruf vernimmt, so selten bekommt man den schlauen Vogel zu Gesicht. Nur dem anhaltenden Forscher tüchtiger Vogelforscher verdanken wir unser Wissen über die Lebensweise des Kuckucks.

Der Kuckuck wird etwas größer als eine Taube. Sein an der Unterseite spekerartiger gezeichnetes Gefieder, sein langer Schwanz, wie auch der geschickte, blitzschnelle Flug haben im Volke den Glauben wachgerufen, daß sich der Vogel während des Winters in einen Raubbvogel verwandelt. Die Farbe seines Federkleides — auf der Oberseite bläulichgrau, an der Kehle heller, an der Bauchseite weißlich mit quergestellten braunen Wellenlinien — machte ihn in vergangenen Zeiten zu einem vermischten Vögel, der armen Leuten von ihrem Teig gestohlen hat und deshalb auch am Sonntag das mehlfestaubte Kleid tragen muß. Weibchen und Junge haben eine mehr rotbraune Färbung, welchen Farbenunterschied man früher fälschlich für das Kennzeichen einer besonderen Art hielt. Der kopflange Schnabel ist hornfarben und am Grunde weiß. Er ist bis tief unter die Augen gespalten; der Nachen ist gleich der Junge orange-rot. Der Augenstern jüngerer Vögel ist grau, später wird er von der Pupille aus braun, gelb, hochgelb, bei ganz alten Männchen feurig. Der lange, abgestufte, breitfächerige Schwanz besteht aus zehn Federn und ist auf schwarzem Grunde weiß getropft. Die langen, schmalen und spizen Flügel kennzeichnen den Vogel sofort als gewandten Flieger. Die Füße sind Kletterfüße, aber die äußere Zehe ist eine Wendezeh.

Der Kuckuck ist in der gesamten alten Welt beheimatet. In Deutschland fällt seine Ankunft meist in die Mitte des April, sein Fortzug findet Anfang August bis Mitte September statt. Der Vogel hält sich am liebsten im Walde auf und bewohnt dort die Kronen alter Bäume, fehlt aber auch in waldlosen Gegenden nicht, z. B. auf den Nordsee-Inseln. Jedes Pärchen hält sein ziemlich ausgedehntes Revier von Eindringlingen fern.

Ehe noch die Morgendämmerung den Anbruch des neuen Tages verkündet, weckt der Kuckuckruf, der nach Rittersnacht zuweilen bis hundertmal erschallt, die Schläfer des Waldes. Kaum hebt sich die Sonnenkugel über den Horizont, so geht der Vogel an seine Arbeit. In gewandtem, fallentartigem Fluge fliegt er von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, den scheinbar bodenlosen Wägen zu fällen. Seine Nahrung bilden Raupen, namentlich die Väreuraupen des Prozessions-, Eichen-, Kiefern-, Birken-, Ringel-, Schwammspinners und der Ronne, die er alle mit unglaublicher Fregier verfolgt. Die Härdchen der verzehrten Raupen bohren sich in die innere Ragenhaut ein und überziehen diese allmählich mit einer moufepelartigen Haarschicht. Die Fregier des Vogels spottet aller Beschreibung. So wurden im Schlund, in der Speiseröhre und im Magen eines Kuckucks 97 Prozessionsraupen gefunden und im Magen eines anderen 18 fast erwachsene Raupen des Kiefernspinners, die etwa Fingerlänge erreichen! Baron v. Freitag teilt mit, daß ein junger Kuckuck, den er erhalten, am ersten Tage 38 große grüne Heuschrecken, 13 junge Eidechsen, 55 Mehlwürmer, 22 Grisen, 9 Kreuzspinnen, 13 Puppen vom Kohlweißling und eine Menge Ameisenpuppen vertilgte!

Treten in einem Walde die genannten schädlichen Raupen in Menge auf, so stellen sich auch die Kuckucke in größerer Zahl ein. E. v. Gomeyer beobachtete, daß in einem Wäldchen, in dem die Ronne hauste, an hundert Kuckucke zusammengelommen waren. Ein Vogel mag in einer Minute etwa zehn Raupen verschlingen. Rechnet man nun auf jeden der hundert Kuckucke nur zwei Raupen in der Minute, so verzehren diese täglich, den Tag im Juli zu 16 Stunden gerechnet, 192 000 Raupen, und in 15 Tagen — so lange währt der Aufenthalt der Vögel in Masse — 2 880 000 Raupen. Demnach ist der Kuckuck für die Forstwirtschaft der nützlichste aller einheimischen Vögel. Wie im Walde verfährt er übrigens auch im Garten und in der Obstplantage, wo er, die Bäume spechtartig ablaufend, die Raupen abliest und verpest.

Ein ganzer Sagenkreis spinn sich um das Leben dieses sonderbaren Vogels. Das merkwürdigste aus seinem Leben ist aber die Tatsache, daß das Kuckuckweibchen seine Eier in die Nester anderer Vögel legt und von diesen ausbrüten läßt. Bei der verborgenen Lebensweise des Kuckucks vermochte man lange die Art und Weise seines Familienlebens nicht zu erforschen, und so konnte es geschehen, daß über das Fortpflanzungsgeschäft des Vogels alles Mögliche und Unmögliche gemutmaßt wurde. Auch heute ist die Biologie des Vogels noch nicht allgemein bekannt, und dieser Beitrag hier soll in erster Linie bezwecken, über das wie und warum jenes Brutparasitismus Aufklärung zu geben.

Vor 50 Jahren schrieb der sächsische Hofrat und Ornitholog Meichenbach, daß der übergroße Magen des Kuckucks von nachteiliger Wirkung auf die Eierentwicklung sei und dem Vogel auch das Selbstbrüten unmöglich mache. Jetzt schreibt man in Lateinreisen das Scharovertum des Kuckucks noch vielfach dem Umstande zu, daß er seine Eier in Zwischenträumen von 6—7 Tagen lege, das Gelege also erst binnen 5—6 Wochen vollständig werde. Dies kann aber schon darum nicht möglich sein, weil dann die zuerst gelegten Eier bereits in Gänze übergegangen wären, bevor die letzten produziert wären, eine vollständige Brut demnach niemals zustande käme.

Professor Altmann erklärt das Scharovertum des Kuckucks folgendermaßen: Ein Vogel, dem die Aufgabe des Kuckucks von Natur zugewiesen ist, muß jederzeit umherschweifen. Er muß sich in seinen Individuen dort sammeln können, wo jene Stalmitäten

(Raupenfraß) auftreten, muß aber auch frei sich wieder vereinzeln dürfen oder überhaupt als ungesellige Art vereinzelt leben, sobald und wenn sein vereinzelt Wirt am Plage ist. Er bildet ein Polizeikorps, das bald hier bald dort zum Dämpfen eines Aufruhrs längere Zeit tätig sein muß, dessen Glieder aber, bei ruhigen Zeiten über das ganze Land verteilt, auch Ordnung zu halten haben. Ein normales Fortpflanzungsgeschäft ist damit unvereinbar. Und so vertraut denn der Kuckuck ein für allemal seine Eier fremden Brutvögeln an.

Die etwa in 200 Arten über die ganze Erde verbreitete Familie der Kuckucke läßt sich biologisch und zoologisch in zwei an Artenzahl nahezu gleiche Gruppen teilen: die eigentlichen Kuckucke, welche nur in Amerika fehlen, schieben ihre meist buntgefärbten Eier, denen auch der für die Eier der anderen Gruppe charakteristische poröse Nebelzug fehlt, nach Art der afrikanischen Honiganzeiger und Viehstare anderen Vögeln zur Bebrütung unter. Es ist wohl anzunehmen, daß das Kuckuckweibchen seit je seine Eier in die Nester gewisser Vogelarten legte, denn sonst ließe sich die ausgesprochene Anpassung an mehrere Typen von Nesteieren kaum erklären.

Durch Aenderung der Vegetationsverhältnisse wurden verschiedene Vogelarten gezwungen, bisher von ihnen bewohnte Wohngebiete zu verlassen, andere mußten in ihren Sonderansprüchen an die Beschaffenheit ihrer Nistplätze herabgehen, um überhaupt noch existieren zu können. Dem Kuckuckweibchen war es dennoch nicht immer möglich, eine genügende Anzahl der von ihr bevorzugten Vogelnester aufzufinden; um das ganze Gelege unterzubringen, war es also gezwungen, andere Nester aufzusuchen, und es wird dazu namentlich die Nester ähnlich bauender Vögel gewählt haben. So mag es gekommen sein, daß viele Kuckuckseier gefunden werden, die in bezug auf Anpassung eher anderen Eiern gleichen als denjenigen, mit denen sie zusammen in ein und demselben Neste liegen, und daß die Zahl der Vogelarten, in deren Nestern Kuckuckseier gefunden werden, zu einer recht beträchtlichen angewachsen ist; es sind beinahe zweihundert Arten solcher Vögel bekannt. Eigentümlich ist ferner, daß von den Kuckuckweibchen in den einzelnen Gebieten ganz bestimmte Vogelarten bevorzugt werden. So konstatierte ein Kuckucksforscher, daß in der näheren und weiteren Umgebung Leipzigs Kuckuckseier im Neste des Würgers 172 mal, der Grasmücke 103 mal, des Zaunkönigs 83 mal, des Rohrfängers 71 mal, der weizen Wachstelze 55 mal, des Rotkehlchens 51 mal, der Sperbergrasmücke 34 mal und des Rotschwanzchens 25 mal gefunden wurden. Außerdem fand man Kuckuckseier im Neste der Nachtigall, der Drossel, vieler Meisen-, Finken- und Pieperarten, der Lerche, des Gimpels, der Ammer, des Sperlings, des Fliegenschneppers, der Elster, des Häbers, selbst in Bruthöhlen des Staares und der Spechte, sogar im Neste der Rauchschwalbe.

Es ist zu verstehen, daß nicht alle Eier des Kuckucks ausgebrütet werden; die Eigentümlichkeiten dieser Brutpflege schlagen vielmehr nicht selten zum Verderben der Nachkommenschaft des Kuckucks fehl. Manche Vögel überbauen ihr Nest, sobald sie das fremde Ei gewahrt werden, andere entfernen das Kuckucksei oder vernichten es, wieder andere verlassen das Nest und ihr eigenes Gelege. Der Kuckuck sucht auch die Pflegeeltern seines zukünftigen Kindes zu täuschen, indem er ein oder zwei Eier von dem vorgefundenen Gelege aus dem Neste wirft, ehe er das feine hinzusetzt! Natürlicherweise liegen über diesen Punkt nur sehr wenig Beobachtungen vor, weil ein so schlauer und vorsichtiger Vogel wie der Kuckuck in seinem Tun und Treiben sich nicht leicht beobachten läßt. Trotzdem konnte diese seine List beobachtet werden. Daß aber der Kuckuck die aus dem Neste entfernten Eier verzehre, das ist eine Fabel; denn bei seinem steten Heißhunger würde er sich beim Anblick eines Geleges nicht mit einem Ei begnügen. Beim Ablegen seiner Eier wie beim Entfernen der Nesteier hat der Scharovert mit den Nesteigentümern oft heftige Kämpfe zu bestehen, die nicht selten das Zugrundegehen des Kuckuckseies zur Folge haben. Ferner gilt als feststehend, daß das Kuckuckweibchen in jedes Nest nur ein Ei legt und daß, sobald sich zwei (nur in Ausnahmefällen mehr) Kuckuckseier in ein und demselben Neste vorfinden, diese von verschiedenen Weibchen herrühren.

Beobachtungen und Erfahrungen haben gelehrt, daß nicht nur die einzelnen Eier des Geleges eines Vogelweibchens in der Färbung einander gleichen, sondern daß dies bei sämtlichen Eiern der Fall ist, die das Weibchen produziert. Da nun wieder der Eierstock des Kuckucks noch die Entwicklung der Eier irgend welche Anomalie im Vergleich zu anderen Vögeln zeigen, so muß das auch für diesen Fall gelten. An der Färbung der Eier ist also zu erkennen, von wie viel verschiedenen Weibchen sie herrühren. Da die Kuckuckseier eine überraschende Mannigfaltigkeit in ihrer Färbung besitzen, wird die nachahmende Annäherung der Eier des Nestvogels in überraschender Weise erhöht. Diese auffallende Farbenanpassung hat einmal einen kuriosen Raub veranlaßt, zu behaupten, daß das Kuckuckweibchen sich einige Tage vor der Eiablage ein Nest ausseuche und die darin liegenden Eier mit großem Interesse betrachte — dadurch nehme sein Ei genau die Färbung der Nesteier an und würde von den Nesteigentümern nicht als fremdes Ei erkannt! Die Ansicht beruht auf der noch heute bei Latein unausrottbaren Hypothese vom „Versehen“ hoffender Mütter! Bei der, wie sich von selber versteht, nur durch Naturauslese entstandenen Anpassung handelt es sich keineswegs um eine schablonenhafte Uebereinstimmung des Kuckuckseies mit den individuellen Merk-

malen der Nester, sondern lediglich um eine Uebereinstimmung mit typischen Exemplaren der betreffenden Vogelart, namentlich wenn diese stark variierende Eier legt.

Jedes Auckdweibchen eines Nesters hat die Gewohnheit angenommen, seine Eier in die Nester einer bestimmten Vogelart zu legen. Es sind nun allerdings von r. d. Auckdweibern, die z. B. in Nestschwanznestern gefunden wurden, 85 Prozent der Eier des Nestvogels angepaßt und in einigen Gegenden, so z. B. in der Dessauer Heide, weicht kein einziges von dem Typus der Nester ab. Im großen und ganzen aber ist eine derartige Detailanpassung eine Seltenheit, und in Wirklichkeit sinkt der Prozentsatz der wirklichen Ähnlichkeit auf noch nicht 4 Prozent herab. Wo bleibt da die schön klingende und viel bewunderte Theorie, nach der die Auckdweiber eine so täuschende Ähnlichkeit mit den Nesteiern haben sollen, daß der Nestvogel dadurch veranlaßt werde, das Auckdweibchen für das seinige zu halten!

Bei der Mannigfaltigkeit der Färbung und Zeichnung der Eier des Auckdweibchens ist es nicht möglich, eine so zutreffende Beschreibung zu geben, daß danach eine sichere Unterscheidung von anderen, ähnlichen Eiern ermöglicht würde. Es genüge darum die Angabe, daß es neben einfach blaugrauen und ebensolchen mit spärlicher, fein rötlich-lebengelber Punktierung oder mit größeren dunklen Flecken Eier von weißlicher, gelblicher, grünlicher, bräunlicher, rötlicher, roter, grauer, violettgrauer usw. Grundfarbe gibt, die mit Punkten, Strichen, Jügen, Schnörkeln, scharfbegrenzten oder verwischenen Flecken von schwarzer, violetter, rot- und graubrauner, graugrüner und rötlicher bis rostroter Farbe verziert sind. Die Zeichnungen treten in dreifacher Nuancierung auf. Als besonders charakteristisches Kennzeichen besitzen die Auckdweiber keine, scharf begrenzte, leicht abwuschbare Flecke von schwarzer Farbe, die nur in den seltensten Fällen fehlen.

Im Gegensatz zu der großen Verschiedenheit in Färbung und Zeichnung ist die Form der Auckdweiber ziemlich konstant. Hinsichtlich ihrer Größe stehen sie zwischen den Eiern des rotrückigen Würgerers und denen der Haubenlerche. Im Durchschnitt haben die Eier jener Würgerart Durchmesser von 22,10 : 16,40 Millimeter, die der Haubenlerche solche von 22,70 : 16,80 Millimeter und die des Auckdweibchens solche von 22,41 : 16,52 Millimeter. Als fernere Kennzeichen des Auckdweibchens gelten das hohe Gewicht und die feste Schale.

Wollte man, um die Legezeit des Auckdweibchens festzustellen, einfach die Daten, die über das Auffinden der Eier notiert wurden, zusammenstellen, so würde man zu einem gänzlich unbrauchbaren Resultat kommen. Ein fleißiger Beobachter fand am 28. April das erste Auckdweibchen und am 5. August das letzte (eines und desselben Weibchens). Zwischen beiden Daten liegt ein Zeitraum von gerade 100 Tagen. Soll aber der Zweck einer parasitischen Brutpflege erreicht werden, so muß sich das Auckdweibchen notwendigerweise dem Brutgeschäft derjenigen Vögel anpassen, die es zu Pflegern seiner Nachkommenschaft auserkoren hat; deshalb wird auch seine Legezeit die Dauer von 35—45 Tagen nicht überschreiten. Im allgemeinen ist sogar nur ein zwanzigtägiger Zeitraum beobachtet worden. Allerdings ist die Legezeit des Auckdweibchens örtlich sehr verschieden, sowohl in bezug auf die Dauer als auch auf das Eintreffen des Vogels. Aus der Tatsache, daß gleiche Weibchen gleiche Eier legen, ist erwiesen, daß die Weibchen stets ein und dasselbe, oft engbegrenzte Gebiet zur Unterbringung der Eier benutzen. Auch war es möglich, aus diesem Faktum auf die Stärke des Geleges zu schließen. Ganz entschieden ist die Behauptung zurückzuweisen, daß der Auckdweiber 4—6 Eier in Zwischenräumen von acht Tagen lege. Ornithologen, die sich speziell mit der Erforschung des Brutgeschäftes unseres Vogels beschäftigten, konnten 14, 15, 16 und 17 Eier eines Auckdweibchens nachweisen. Wenn man sich nun vergewissert, daß es nur durch Glückszufall möglich ist, sämtliche Eier eines Weibchens aufzufinden, da sie ja durch Raubzeug und Nestvögel vernichtet sein können, ehe der Dologe (Eierforscher) sie entdeckt, ferner, daß das Auckdweibchen unmöglich sämtliche Eier vorteilhaft unterbringen kann, so muß eine noch höhere Zahl als die oben konstatierte (17) als Maximalgrenze angenommen werden. Man kann füglich behaupten, daß der Auckdweiber 17—22 Eier produziert. Und vielleicht wird gerade durch diese hohe Eierzahl und die Gefräßigkeit der sich daraus entwickelnden Jungen der Brutparasitismus des Auckdweibchens bedingt. Weiterhin ist dann noch festgestellt, daß die Ablage der Eier beim Auckdweiber einen Tag um den anderen erfolgt.

Der junge Auckdweiber ist anfänglich nicht größer als die anderen Nestlinge; er wächst aber rasch und hat diese bald an Größe überholt. Wenn die Auckdweiber durch die Ähnlichkeit der Eier vielleicht über das Fremde in ihrem Neste zuerst hinwegtäuscht wurden, so spüren sie jetzt — wo der junge Auckdweiber auf Kosten ihrer Kinder vorzüglich gedeiht — den Eindringling um so mehr. Nun kommt aber die Gutmütigkeit oder der Instinkt des Vemutterns zur Geltung und die Pflegeeltern machen übergroße Anstrengungen, den unerfährlichen Fresser zu befriedigen. War die Auckdweiberin in der Wahl der Kinderwiege weniger wählerisch und präferierte sie das zuvörderst auf den Erdboden gelegte Ei mit ihrem Schnabel in das Nest eines Höhlenbrüters, so geht der junge Auckdweiber schließlich zugrunde, obwohl die Pflegeeltern, sich der Gefahr aussetzend, vor Hunger und Kälte umzulommen, ihn bis spät in den Herbst hinein füttern. Es ist auch beobachtet worden, daß der junge Auckdweiber seine Stiefgeschwister aus dem Neste wirft,

sobald sie ihm unbequem werden, und er soll hierin geradezu eine gewisse Virtuosität besitzen.

Es ist mir unbekannt, ob über das Futter des erwachsenen jungen Auckdweibers im ersten Jahre Beobachtungen gemacht worden sind; doch es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie zuvörderst noch die Kost weiter genießen, die ihnen die Adoptiveltern reichen.

E. Schenkling.

Kleines feuilleton.

Physikalische Chemie.

Das Radium. Der hervorragende englische Physiker Prof. J. J. Thomson in Cambridge hat in einem Vortrage über die Eigenschaften der Materie in außerordentlich fesselnder Weise die Natur der radioaktiven Stoffe geschildert. Diese haben nach Thomson die alten Ansichten vom Aufbau des Stoffes durch Atome und Moleküle, die von der Physik und der Chemie bisher als die Einheiten des Bestalls betrachtet wurden, auf eine vollkommen neue Grundlage gebracht. Das Radium ist von all den Stoffen, so viel ihrer bisher bekannt geworden sind, der mächtigste, und seine Atome haben eine Energie, die alles übersteigt, was die Männer der Wissenschaft früher aus ihren Forschungen geschlossen und geahnt haben. Das Radium entwickelt in seinem Zerfall eine Million mal mehr Energie, als bei der Vereinigung eines gleichen Gewichtes von Sauerstoff und Wasserstoff erzeugt wird. Das Radium schleudert Helium-Atome aus mit einer Geschwindigkeit von rund 30 000 Kilometer in der Sekunde! Professor Thomson sagte wörtlich, daß ein Schiff, das dem Feuer von Dreadnoughts ausgesetzt ist, gleichsam nur ein Kinderspiel durchmacht gegen den Zustand eines Atoms, das sich einer Batterie von solchen Radiumteilchen gegenüber befindet. Wenn man sich vorstellt, eine Stadt stehe unter dem Bombardement von Geschossen, die so groß sind wie Häuser und sich mit einer tausendfach größeren Geschwindigkeit bewegen, als bisher irgendein Geschos jemals aus einer Kanone abgefeuert wurde, so würde man einigermaßen eine Idee von dem Zustande eines Gases erhalten, das unter dem Bombardement einer benachbarten Radiummenge steht. . . .

Naturwissenschaftliches.

Die Trockenfäule der Kartoffeln. Die Kartoffelknollen sind einer ganzen Reihe von Krankheiten ausgesetzt, von denen viele unter dem einfachen Namen der Kartoffelfäule oder Knollenfäule zusammengefaßt werden, ohne daß damit etwas Besonderes gesagt wäre. Die wissenschaftliche Landwirtschaft unterscheidet unter diesem Begriff mehrere Krankheiten, die ganz verschiedene Ursachen haben können, denn es sind fast alle denkbaren Arten von Schmarotzern bei dem Zustandekommen beteiligt, nämlich sowohl Würmer als Pilze und Bakterien. Die beiden hauptsächlichsten Arten der Kartoffelfäule sind die Nassfäule und die Trockenfäule, und diesen hat sich die Forschung am meisten gewidmet. Ueber die Trockenfäule hat Eibhl Longman in der Linnäischen Gesellschaft zu London einen wichtigen Vortrag gehalten, der die Feststellung einiger neuen Tatsachen bringt. Der Erreger der Trockenfäule ist als ein Pilz mit dem Namen Fusarium solani seit langer Zeit bekannt. Dagegen hat die Annahme, daß dieser Erkrankung die Nassfäule stets vorangeht, keine Berechtigung. Es ist nämlich jetzt gelungen, durch Impfung mit Sporen oder Bucherspänen des genannten Pilzes auch ganz gesunde Knollen anzustecken. Noch wichtiger ist der Nachweis, daß auch die Schößlinge von Kartoffelpflanzen durch denselben Pilz angegriffen und abgetötet werden können. Ueberhaupt besitzt dieser Schmarotzer wahrscheinlich eine sehr große Verbreitung im Ackerboden, von dem aus er durch die Wurzel in die Kartoffelpflanze eindringt. Außerdem greift er aber auch in den Kartoffelzellern während der Lagerung von Knolle zu Knolle über, und die Seuche ist um so hartnäckiger, als erkrankte Knollen bei der Aussaat wiederum kranke Pflanzen erzeugen. Die Behandlung mit Hitze ist leider aussichtslos, da die Kartoffel dabei selbst früher zugrunde geht als der Pilz. Es bleibt infolgedessen kaum etwas anderes übrig, als die erkrankten Knollen möglichst sorgfältig auszulesen und sämtlich zu vernichten.

Sprachwissenschaftliches.

„Auf die Dörfer gehen“ ist heute nur noch beim Kartenspiel, besonders beim Skat, gebräuchlich und wird angewandt, wenn ein Spieler, anstatt sein Spiel mit Trumpf zu beginnen, seine „Däuser“ ausspielt, um es durch diese, durch seine „Handlarte“, zu gewinnen. Der Ausdruck geht auf die jüdischen Händler zurück, die bereits im Mittelalter, weil sie dem Wettbewerb der größeren Geschäfte der Stadt nicht gewachsen waren, auf die Dörfer (rotwelsch „die Medine“) gingen, um dort ihre Waren abzusetzen. „Er geht auf die Dörfer“ heißt demnach ursprünglich: er verläßt den für ihn eigentlich gebotenen Betriebskreis, aus Besorgnis, darin infolge seiner Schwäche den gewünschten Erfolg nicht erlangen zu können, und begibt sich auf ein anderes, abliegendes Gebiet, um möglicherweise auf diesem zu erreichen, was ihm auf dem zunächst gebotenen versagt erscheint.